

Gisela Widmer

## «Da ist unsre Heimat, diese Dinge ...»

Einen schönen guten Morgen auch meinerseits und besten Dank für die Einladung, hier an dieser Feier reden zu dürfen.

Ich werde über «Dinge» reden; frei nach dem Spitteler-Zitat aus «Der verlorene Sohn»: «Da ist unsre Heimat, diese Dinge, bleiben in der Tiefe unsrer Seele.»

Warum dieses Zitat aus diesem Werk? Nicht, dass ich einst eine verlorene Tochter gewesen wäre. Aber in meiner Zeit als Journalistin lebte ich viele Jahre immerhin «fern der Heimat»; in Südasien und Grossbritannien; als Korrespondentin. Und seit nunmehr 17 Jahren lebe ich wieder da, wo ich einst hergekommen bin, in der Schweiz, in Luzern, und arbeite vor allem als Autorin.

Autorinnen, Autoren, Schriftsteller, schreiben – im Gegensatz zu Journalisten – nicht, «was ist», sondern; Autoren denken im Konjunktiv, stellen am Anfang ihrer Arbeit stets die Frage: «Was wäre, wenn?» Was wäre, zum Beispiel, wenn sich ein Montague und eine Capulet ineinander verliebten? Oder: Wenn sich jemand weigerte, einen Hut zu grüssen? Sich darum genötigt sähe, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes zu schiessen? Und – um die Geschichte nun wirklich rund zu machen –; was wäre, wenn dieser Jemand einen zweiten Pfeil im Köcher trüge?

Eine solche konjunktivische Autorenfrage möchte ich heute stellen, nämlich: Was wäre, wenn ... die Schweiz damals ihren deutschfreundlichen Offizieren Gefolgschaft geleistet hätte? Wenn wir – die Menschen in den verschiedenen Sprachregionen – seither nicht mehr «Brüder» wären, wie Carl Spitteler sagte (in «Unser Schweizer Standpunkt»), sondern nunmehr «Nachbarn»? Wäre dies einfach dumm gelaufen? Oder wäre es eventuell schade? Um dieser Frage nachzugehen, will ich vorerst das tun, was Journalisten tun, nämlich: «Sagen, was war und sagen, was ist.»

Als ich ab Ende der 1970er Jahre erwachsen wurde, da war die Antwort nach der *Werhaftigkeit* der Schweiz überhaupt nicht klar: Es herrschte, in unterschiedlichsten Kreisen, ein allgemeines Unwohlsein, eine Ahnung: Etwas war faul in diesem Staate. Aber: Wir wussten nicht was. Wir – eine Gruppe junger Kulturschaffender – wussten nur; als die offizielle Schweiz Anfang der 1980er Jahre die Idee einer Landesausstellung für das Jahr 91 in der Innerschweiz lancierte; da wussten wir und sagten es auch: «Hier gibt es nichts zu feiern, imfall!»

Wiederum ein paar Jahre später wurde die Ahnung, aus der sich dieses diffuse Unwohlsein genährt hatte, zur Gewissheit: Als eine ganze Kaskade von Affären das ohnehin nicht grosse Vertrauen in die politischen Instanzen erschütterte. Stichwort: Cincera und Co., Fichenskandal, Geheimarmeen, Schnüffelstaat etcetera. Aus gutem Grund nannte Max Frisch die Schweiz einen «verluderten Staat», Friedrich Dürrenmatt wiederum nannte die Schweizer «ihre eigenen Gefängniswärter».

Sie beide, aber auch Hermann Burger oder Niklaus Meienberg (fast vergessen mittlerweile) und andere; sie brachten unser Unwohlsein, unser Leiden an diesem «verluderten Staat», wie in Formeln gegossen auf den Punkt. Wir orientierten uns an ihnen – nicht an Carl Spitteler

Doch was ist passiert seither? Ich kann es weniger flott formuliert, aber genauso auf den Punkt gebracht zusammenfassen: Als ich die Schweiz im Jahr 1986 verliess, um eben als Korrespondentin zu arbeiten; da meldete ich mich ab bei der Einwohnerkontrolle. Als ich 2001 zurückkehrte nach Luzern, da meldete ich mich an beim Einwohnerdienst.

Von der Kontrolle zum Dienst: Damit ist vieles gesagt; zu diesem ungeheuren Paradigmenwechsel, der in der Schweiz stattgefunden hat; in der Zeit zwischen den patriarchal-militärischen sowie moralisch ausgesprochen selbstgefälligen Jahren des Kalten Krieges – und den Nullerjahren des neuen Jahrtausends. Die Schweiz hat sich erneuert, sich neu erfinden müssen; auch auf Druck von

aussen: Weil sie nun, mit dem Ende des Kalten Krieges, als internationale Drehscheibe für allerhand *politisch* Zweifel- und Unehrenhaftes nicht mehr interessant war. Stichwort: Nazigold-Konferenz in London. Bergier-Berichte. Undsoweiter. Die Schweiz wurde gezwungen, in den Spiegel zu schauen. Dieser schmerzhafte Blick in den Spiegel führte schliesslich zu einer Selbstentzauberung. Und siehe da: Im Gegensatz zu den 80er Jahren engagierten sich nun auch die Kulturschaffenden für eine Landesausstellung. Im Hinblick auf die Expo02 erklärten sie mit ihrem Engagement und zumindest im Subtext, dass es nun etwas zu feiern gab. Nämlich: die Überwindung der so selbstgefälligen und bislang ewig scheinenden helvetischen *Unschuldsbehauptung*.

Natürlich, auch heute noch kann man ruppige Rede halten; und es wäre für mich vielleicht sogar besser, weil ruppige Reden bekanntlich für mehr Furore sorgen und darum besser haften bleiben. Ich könnte zum Beispiel die politische Polarisierung links und rechts beklagen, oder: die Obszönitäten, die Tabubrüche der Rechtsnationalen beschimpfen; nicht nur, wenn's um Äpfel geht; oder auch die Drecksgeschäfte jener Profiteure aufzählen, die hier in diesem Land – zumindest vorläufig noch – Schutz geniessen. Aber ich könnte genauso gut darauf hinweisen, dass der Wille zur Erneuerung gerade in den vergangenen fünf Jahren noch einmal erstarkt ist; dank zivilgesellschaftlicher Bewegungen wie Operation Libero oder Courage Civil. Ich kann also, anstelle einer ruppigen Rede, ebenso guten Mutes davon erzählen, warum ich es schade fände, wenn es diese Schweiz – trotz all ihren Unzulänglichkeiten – nicht mehr gäbe.

Das tu' ich jetzt – indem ich kurz zurückgehe zum «Einwohnerdienst».

Vor ein paar Jahren benötigte ich einen neuen Pass. Ich verbrachte fünf Minuten am Bildschirm, um meine Daten zu erfassen; dann noch einmal zwei Minuten im Passbüro. Kurze Zeit später kam der neue Pass per Post. In jenen Tagen war bei uns gerade ein junger Inder zu Gast. Als ich ihm den Pass zeigte und sagte, die Sache hätte mich insgesamt sieben Minuten gekostet, da fragte er: «Arbeitet im Passbüro dein Bruder oder ein Cousin? Wenn nicht: Wieviel Bakschisch hast du bezahlt?» In einem nicht-korrupten Rechtsstaat leben zu dürfen, das ist für mich überhaupt das Grösste; aber für uns alle in der Schweiz ist dieser Rechtsstaat – dieses Aufgehobensein – eine derartige Selbstverständlichkeit, dass wir uns kaum einmal fragen: «Was wäre, wenn?»

Oder, eine andere Geschichte: Anlässlich der Eröffnung des NEAT-Tunnels schlenderte ich durch die Sitzreihen für die Ehrengäste. Ein Stuhl war reserviert für «Seine Exzellenz Herr Christian Kern, Bundeskanzler der Republik Österreich», ein anderer für «Seine Excellenz Herr Adrian Hasler, Regierungschef des Fürstentums Liechtenstein» undsoweiter. Dann folgten die Stühle für «Monsieur Johann Schneider-Ammann, Président de la Confédération» und «Monsieur le Conseiller Fédéral Didier Burkhalter». Im Inland gibt es keine «Excellenten Excellenzen». Und wagt es trotzdem einer, «President of Switzerland» in ein ausländisches Gästebuch zu schreiben, dann wird ihm ganz ohne Federlesens der Tarif erklärt.

Übrigens, apropos NEAT: Es waren dann nicht die Staatsgäste und nicht die 1'100 VIPs, die als erste durch den Tunnel fahren durften, nein; es waren 1'000 Kinder und Erwachsene aus jenem Volk, das dreimal ja gesagt hatte zu diesem Jahrhundertwerk.

Und, noch einmal apropos Gotthard: Als ich 2013 für die Andermatt-Freilichtspiele «Tyyfelsbrigg» recherchierte, da entdeckte ich vieles, was die Schweiz im Innersten zusammenhält. Die nachhaltigste Entdeckung aber war: Es gibt in allen Ländern Nationaldenkmäler, den «Altare della Patria» in Rom oder Napoléons «Arc de Triomphe» undsoweiter. Kriege, Kaiser, Könige; solches verkörpern die nationalen Monamente allüberall. Danebst gibt es ein Volk, dessen wohl liebstes nationales Wahrzeichen allen Ernstes eine Wiese ist – sowie ein 2'000 Tonnen schwerer Aare-Granit-Koloss. Und: Obwohl die Schweiz weiss Gott nicht arm an Steinen ist; *dieser Stein* durfte 1972 nicht in die Luft gesprengt werden, um dem Gotthard-Nordportal Platz zu machen, sondern; er wurde mit grossem Aufwand um 127 Meter verschoben. (Hierzu eine kleine Klammer: Obwohl Carl Spitteler am liebsten den *ganzen* Gotthard mit *allen* Alpen in die Luft gesprengt hätte, damit wir – Zitat –

«italiänische Luft direct bekämen»; vermutlich hätte auch Spitteler den Teufelsstein verschonen wollen. Klammer geschlossen.)

Also: Eine Wiese und ein Stein, mit Mythen konnotiert. Wiewohl: Mythen dienen nicht dem Verstehen historischer Fakten. Aber: Sie dienen der *Verständigung*. Und das ist nicht zu unterschätzen. Zumal die Schweiz nur diese mit Mythen behafteten Wahrzeichen hat, nicht mehr als das: Alle Pläne für ein wirkliches eidgenössisches Nationaldenkmal scheiterten bis heute. Und Alfred Escher, der vor dem kathedralengleichen Zürcher Bahnhof hoch über dem Fussvolk ein Denkmal erhielt: Dieser Escher wurde nicht einmal an die Eröffnung des Gotthardtunnels eingeladen. Wegen seiner riesigen Ämter-Akkumulation wurde er «Alfred I.» genannt. Solche Machtmonopole waren zumindest einer der Gründe, warum 1874 das Referendumsrecht und 1891 das Initiativrecht eingeführt wurden. Damit war die Zeit der Bundesbarone vorbei. Und bis heute wird auch beim Jassen; beim Schieber, der König vom Bauern gestochen.

Einen Staat wie die Schweiz aber kann es ja eigentlich gar nicht geben. Tatsächlich gehorcht dieser Staat keinem der weltweit angewandten Modelle; die Schweiz ist kein Nationalstaat, der von einer gemeinsamen Sprache und Kultur zusammengehalten wird und; obwohl de facto ein Vielvölkerstaat, hat für dessen Zusammenhalt nicht wie anderswo ein Monarch zu sorgen. Tatsächlich haben wir nichts als den Willen, eine Nation zu sein. Aber wen und was genau hält der Wille zusammen? Zumal hierzulande und im internationalen Vergleich – das geht immer wieder vergessen – der prozentuale Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund ausgesprochen hoch ist. Und sich, erschwerenderweise, Einheimische und Eingewanderte auf wiederum drei Kulturen verteilen. Im Prinzip ist die Schweiz ein riesiges Durcheinander. Ein Ort der zufällig bescherten Vielfalt; der Heterogenität auf kleinstem Raum. Manchmal ist dieses Durcheinander ein Miteinander. Manchmal ein Gegeneinander. Oft genug ein Nebeneinander. Aber: in all diesen Ausformungen leidlich funktionierend.

Und dieser von seiner Zusammensetzung und Struktur her eigentlich unsichere Staat, dieser Flickenteppich, der – im Prinzip – jederzeit ausfransen, zerfransen oder gar zerreißen müsste; er leistet es sich zudem, ein ständiges, politisches Versuchslabor für manchmal schon fast anarchistische Experimente zu sein. Selbstverständlich läuft eines dieser Labor-Experimente hin und wieder schief – wenn auch nur knapp, in der Regel. Aber, zum Beispiel: Als wir am 4. März 2018 über die Radio- und Fernsehgebühren abstimmten; als sich eine überwältigende Mehrheit – auch hier dank eines starken zivilgesellschaftlichen Aufbäumens – für den Erhalt der buchstäblichen «Idée Suisse» aussprach; da gab es noch eine zweite, überhaupt nicht diskutierte Vorlage: Die Abstimmung über die Weiterführung der direkten Bundessteuer. Überwältigende 84 Prozent der Stimmberechtigten sagten zu dieser Steuer selbstverständlich ja. Nach all den Jahren im Ausland und vor allem nach elf Jahren in Grossbritannien kann ich behaupten: In den meisten Ländern wäre die Frage «Wollen Sie diese Steuer weiterhin bezahlen?» beantwortet worden mit einem klaren, vielleicht sogar mit einem wuchtigen «Nein!».

Manchmal braucht es eben den Blick von aussen, um den Innenblick zu justieren. Manchmal braucht es einen Brexit um zu erkennen, wie ausgeklügelt und klug die Schweizerische Ausformung der direkten Demokratie ist; und auch – in der Regel – wie klug das Stimmvolk. Nur ein Teil davon hört auf politische Clowns wie in anderen Ländern, auf Glücksritter, Hasardeure und Populisten von rechts und von links. Die Mehrheit wiederum hat in den vergangenen Jahrzehnten gelernt, unaufgeregt und pragmatisch mit den Populisten und ihrer Gefolgschaft umzugehen. Nach der Erkenntnis: Eine Demokratie hat nun mal verschiedene Kostgänger – sonst ist sie keine Demokratie.

Möglicherweise habe ich mich jetzt als Patriotin geoutet. Falls dem so ist; es war meine Absicht. (Obwohl es dazu etwas Mut braucht, zumindest in meinen Kreisen.) Aber, es ist ganz einfach: «Da ist unsre Heimat», schrieb Carl Spitteler, «diese Dinge, bleiben in der Tiefe unsrer Seele.» Bei Spitteler sind es selbstverständlich andere «Dinge», als bei mir. «Die Dinge», von denen ich hier erzählt habe, sind aber Teile «meiner Heimat». Patrioten erkennen «diese Dinge» – und sie sind bereit, andere

daran teilhaben zu lassen. Diese weltoffene Bereitschaft zur Teilhabe anderer wiederum ist es, was den Patrioten vom Nationalisten unterscheidet. Der Patriot bezieht mit ein. Der Nationalist grenzt aus.

Carl Spitteler war kein Nationalist; er war ein Patriot. Und darum uns jungen Leuten, in den 1980er Jahren, ziemlich suspekt, weil ja damals – wie schon ein Buchtitel sagte – die Patrioten «unheimlich» waren. Doch heute sehe ich, dass wir damals auch Spitteler hätten lesen dürfen und können und vor allem; lesen müssen, zum Beispiel seine schon 1891 geschriebene Erzählung «Xaver Z'Gilgen»; in der Einheimische wie im Rausch der Fastnacht eine Südländerin, Speranza, ermorden. Es war hierzulande eine der ersten Geschichten, die Fremdenfeindlichkeit, Willkür und Machtmissbrauch zusammenband. Und sie endet mit dem Satz: «Auf der anderen Seite des Gotthards sind sie ja auch Menschen, so gut wie wir, oder was meint Ihr dazu?» Wie erinnert doch dieser Satz an jenen viel bekannteren von Max Frisch: «Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen.» Noch einmal: Wir hätten auch Spitteler lesen können.

Jetzt aber, zum Schluss: Was wäre, wenn es «diese Heimat» und «diese Dinge», von denen ich hier gesprochen habe; seit den 1910er Jahren nicht mehr gäbe? Wenn wir alle nicht mehr «Brüder» (und seit 1971 auch «Schwestern») wären, sondern nunmehr «Nachbarn»? Nun, wir Heutigen; wir wüssten es nicht anders. Aber – schade wäre es.

©Gisela Widmer

*Vortrag, gehalten am 14. September 2019 an der Universität Luzern im Rahmen des Festakts anlässlich der Vergabe des Literaturnobelpreises an Carl Spitteler vor hundert Jahren*